

Jens Dehn

Filme, in denen der Regisseur Autobiografisches verarbeitet und den Zuschauer an Momenten seiner eigenen Geschichte teilhaben lässt, bilden eine gesonderte Spielart des Dokumentarfilms. Für die Filmemacher ist es oft eine besonders intensive Erfahrung, während der sie durch die Kamera persönliche, offene Fragen ihres Lebens aufarbeiten.

Intime Einblicke für die Öffentlichkeit

Wenn Filmemacher Aspekte ihres eigenen Lebens dokumentieren

Rick Minnich kam in den 1990er-Jahren nach Europa. 1995 begann er, an der Hochschule für Film und Fernsehen (HFF) Konrad Wolf (heute Filmuniversität Babelsberg KONRAD WOLF) Regie zu studieren. Wenn man sich heute mit ihm unterhält, fällt noch immer der starke amerikanische Akzent in der Stimme auf, der seine Aussprache zugleich sehr weich macht. Minnich lächelt viel und ist stets freundlich, sein Gesicht wirkt – trotz der ergrauten Haare – fast jugendlich. Ein offener, sympathischer Typ. Der ideale Dokumentarfilmer, dem gegenüber man bereit ist, Dinge aus seinem Leben zu erzählen, selbst wenn man ihn kaum kennt.

Beim Film *Forgetting Dad*, den Minnich zwischen 2005 und 2006 drehte, kannten ihn jedoch all seine Gesprächspartner. Denn die Menschen, die er für den Film befragte, gehörten zu seiner eigenen Familie. *Forgetting Dad* wurde vom ZDF koproduziert und ist mehrfach im Fernsehen gelaufen. Die Geschichte, die dem Film zugrunde liegt, klingt unglaublich: Vor rund 20 Jahren verlor Rick Minnicks Vater Richard nach einem harmlosen Auffahrunfall sein Gedächtnis – und erlangte die Erinnerung nie wieder. Mit Mitte 40 trennt er sich von seiner Frau und beginnt komplett von vorn. Kann er sich wirklich an nichts mehr erinnern, oder will er es nur nicht mehr?

Ursprünglich hatte der Sohn vor, einen Film mit dem Vater zu machen. „Dass er sein Leben wieder aufgebaut hat, nach diesem kompletten Gedächtnisverlust. Das war der Film, den ich dem ZDF eigentlich verkauft hatte.“ Doch dann sprang der Vater völlig überraschend ab. Rick hakte nach, doch ohne die Gründe zu erfahren. Irgendwann machte er sich schließlich daran, Familienmitglieder aufzusuchen und sie zu befragen. Wenn nicht mit dem Vater, dann über ihn. „Denn es war einfach dieses unausgesprochene Ding in der Familie, dieses Rätsel, über das alle reden wollten, aber niemand fing damit an. Und ich war derjenige, der vom Beruf her immer Fragen stellt und versucht, Antworten zu finden. Daher war es natürlich, dass ich es sein musste.“

Persönliche Dokumentarfilme

Dokumentarfilme lassen sich inhaltlich wie formal auf viele verschiedene Arten kategorisieren. Als „persönliche Dokumentarfilme“ bezeichne ich jene Filme, bei denen der Autor bzw. Filmemacher unmittelbar in das Thema seines Films involviert ist. Narrativ hat das beinahe zwangsläufig zur Folge, dass der Film aus der Ich-Perspektive erzählt wird – statt eines universellen Blicks erlebt, hinterfragt, erinnert sich der Filmemacher subjektiv. Und ist dabei eventuell auch selbst im Bild zu sehen, tritt also als ein Protagonist sichtbar in Erscheinung. Diese Form der (Selbst-)inszenierung ist fraglos auch abhängig von der Persönlichkeit des Autors, denn natürlich verspürt nicht jeder Dokumentarfilmer das Verlangen, nach vorn zu treten und sich selbst vor der Kamera zu präsentieren.

Insgesamt kann man durchaus feststellen, dass die Ich-Erzählperspektive im Dokumentarfilm in den vergangenen Jahren zugenommen hat. Das Internationale Dokumentarfilmfestival München hat dieser Form 2014 gar einen eigenen Fokus gewidmet – unter dem Titel „DOK. ego“. Allerdings ist festzuhalten, dass nicht jeder aus einer Ich-Perspektive erzählte Dokumentarfilm auch zwangsläufig persönlich ist. Zur Verdeutlichung des Unterschieds seien zwei populäre US-amerikanische Beispiele genannt: In *Super Size Me* unternimmt der Regisseur Morgan Spurlock einen Selbstversuch, indem er sich 30 Tage lang ausschließlich von McDonald's-Menüs ernährte und Veränderungen in seinem Körper dokumentierte. Sein Kollege Michael Moore hinterfragt in *Bowling for Columbine*, ausgehend von dem Schulmassaker an der Columbine-High School in Littleton 1999, das Verhältnis der Amerikaner zu Schusswaffen. Dabei eröffnet er u. a. ein Bankkonto, wofür er von der Bank als Prämie ein Gewehr überreicht bekommt.



Forgetting Dad

Moore und Spurlock sind sehr präsent und bewegen sich als Protagonisten ihrer eigenen Filme permanent vor der Kamera. Doch haben ihre Geschichten im Grunde nichts mit ihnen persönlich zu tun. Sie dokumentieren und behandeln vielmehr allgemeine gesellschaftliche Erscheinungen, welche an individuellen Beispielen untersucht werden – wobei diese Beispiele eben sie selbst sind.

Auf der anderen Seite stehen jene Filme, in denen der Autor gar nicht einmal so exaltiert in Erscheinung treten muss, wie Moore oder Spurlock es tun, dafür aber eine ungleich intimere, dabei oft autobiografisch beeinflusste Geschichte erzählt wird. Wie eben Rick Minnich bei *Forgetting Dad*, David Sieveking bei *Vergiss mein nicht*, ein Film, in dem er seine an Demenz erkrankte Mutter porträtiert, Werner Herzog bei *Mein liebster Feind*, Malte Ludin bei *2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß*, wo er der Vergangenheit seines Vaters Hanns Ludin als ranghohem Nazi nachgeht, oder auch Christian Bauer bei *Missing Allen*, in dem sich der Filmemacher auf die Suche nach seinem verschwundenen Freund und Kameramann Allen Ross macht.

Persönlich ist nicht gleich autobiografisch

Eine feststehende Fachterminologie gibt es für besagte persönliche Dokumentarfilme nicht. Man könnte sie als Subgenre des Dokumentarfilms bezeichnen. Im Amerikanischen findet sich die Unterscheidung zwischen „personal“ und „autobiographical“ documentary. Doch von „autobiografischen Dokumentarfilmen“ zu sprechen, wäre meiner Ansicht nach unvollständig und oftmals irreführend, da die eigene Lebensgeschichte zwar – wie oben beschrieben – häufig Bestandteil des Films ist, es im Kern aber um andere Personen geht: bei Minnich und Ludin um den Vater, bei Sieveking um die Mutter, bei Bauer um den Freund, bei Herzog um Klaus Kinski.

Sicherlich gibt es auch in der deutschsprachigen Filmlandschaft Beispiele, die man als autobiografische Dokumentarfilme deklarieren kann, im eigentlichen Wortsinn. *Love Alien* von Wolfram Huke etwa, über Hukes Bindungsschwierigkeiten, oder *Der entsorgte Vater*, in dem Douglas Wolfspurger erzählt, wie ihm sein Kind von der Mutter entzogen wurde. Doch insgesamt greift die Bezeichnung zu kurz, der Begriff „persönlich“ erscheint da angemessener.

Vertrauen als Schlüssel

Was hinzu kommt: „Persönlich“ bedeutet im Umgang miteinander immer auch „menschlich verbindlich“. Es bedeutet, dass ein großes Maß an Vertrauen herrschen muss, sowohl zwischen dem Filmemacher und jenen, die er interviewt, als auch zwischen dem Filmemacher und seinem Publikum, dem er gleichermaßen viel von sich selbst und seinen Protagonisten preisgibt.

Durch seinen Beruf ist es Rick Minnich gewohnt, sich ihm fremden Menschen zu nähern, neugierig zu sein und Vertrauen aufzubauen. Das ist das normale Vorgehen bei der Vorbereitung zu einem Dokumentarfilm. Die Ausnahme ist es, auf diesen ganzen Annäherungsprozess zu verzichten. Weil man die Protagonisten seines Films und ihre Hintergründe bereits kennt, weil man mit ihnen sehr eng verbunden ist und – nicht zuletzt – weil man selbst einer dieser Protagonisten ist. „Die größte Schwierigkeit bei *Forgetting Dad* war für mich, das richtige Maß zu finden, inwieweit ich selbst involviert sein soll, will und kann“, resümiert Minnich daher.

Julia Albrecht kann das unterschreiben. Auch sie hätte sich als Autorin manches Mal lieber im Hintergrund gehalten, doch war dies in der Befragung ihrer Familie, vor allem ihrer Mutter, gar nicht möglich. Schließlich sind es ihre Beharrlichkeit und ihr bohrendes Nachfragen,



Rick Minnich



Julia Albrecht

die *Die Folgen der Tat* so eindringlich erscheinen lassen. „Jahrelang fühlte es sich so an, als hätten wir als Familie uns auch schuldig gemacht“, sagt Albrecht in dem Film. Julia ist die jüngere Schwester von Susanne Albrecht, die in den 1970er-Jahren in der ganzen Republik von Fahndungsplakaten der RAF blickte. Denn Susanne war es, die sich die enge freundschaftliche Verbindung ihrer Eltern zur Familie Ponto zunutze machte und so zusammen mit Brigitte Mohnhaupt und Christian Klar ins Haus der Pontos gelangte. Dort erschossen Mohnhaupt und Klar Jürgen Ponto, den Vorstandssprecher der Dresdner Bank, nachdem dieser sich gegen eine Entführung gewehrt hatte. Julia Albrecht war zum Zeitpunkt der Tat 13 Jahre alt gewesen.

Starker Partner als Regulativ

Mit *Die Folgen der Tat* zeichnet die Juristin, die zuvor keinerlei Bezüge zum Filmgeschäft hatte, die Auswirkungen auf, die sich durch das Attentat für sie und ihre Familie ergaben. In Gesprächen mit ihrer Mutter und dem älteren Bruder Matthias arbeitet sie intensiv die Jugend der Geschwister auf und sucht nach Gründen für die Tat, die sie bis heute nicht verstehen kann. Gedreht hat Julia Albrecht den Film gemeinsam mit ihrer Koregisseurin Dagmar Gallenmüller. Ohne sie, so betont Albrecht, hätte es den Film wohl nie gegeben.

Auch Rick Minnich hatte sich mit Matt Sweetwood einen Kompaagnon an die Seite geholt und betont dessen Bedeutung: „Matt hatte einen anderen Zugang als ich. Und vor allem hatte er den Abstand, den ich nicht hatte. Manchmal hat er mir zu verstehen gegeben, dass das, was ich gerade gefragt habe, vielleicht für mich interessant ist, aber eben nicht für Leute, die nicht zur Familie gehören.“ Dieses Regulativ, der weitgehend objektive Blick von außen, ist bei derart persönlichen Projekten wie *Forgetting Dad* oder *Die Folgen der Tat* immanent wich-

tig. „Wenn ich einen Rat geben dürfte“, so Minnich, „für alle Filmmacher, die einen persönlichen Film machen wollen, dann würde ich sagen: auf jeden Fall einen starken Partner dazuholen. Ob man es Koregie nennt oder Dramaturg oder einfach Cutter. Einfach jemanden, der den ganzen Prozess durchzieht und Hilfestellung leistet.“

Aktionen und Reaktionen

Die Beweggründe dafür, einen so persönlichen Film zu drehen und sich damit selbst auch öffentlich zu machen, sind ganz unterschiedlich und reichen von teils therapeutischen Ansätzen (wie beispielsweise in *Ver-giss mein nicht*, wo David Sieveking seine demente Mutter auf eine auch für ihn neue, berührende Weise kennenlernt; oder auch *Waltz with Bashir*, ein Film, in dem der israelische Regisseur Ari Folman seine verdrängten Erlebnisse aus dem Libanonkrieg rekapituliert) bis zu einem übergeordneten, für die Allgemeinheit bedeutsamen Interesse. Für Julia Albrecht als Vorbild prägend war die Suche Malte Ludins nach der Wahrheit unter jahrelanger Verdrängung in seinem *2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß*: „Das finde ich bis heute zutiefst faszinierend. Wie Ludin den Film aufgebaut hat und wie stark und deutlich er zeigt, was bestimmte Momente und Erinnerungen für Familien bedeuten. Das hat mich überzeugt. Ich habe gemerkt, dass es zwar eine persönliche Geschichte ist, aber es ist auch viel mehr – es ist zeitgeschichtlich relevant. Es ist nicht nur eine bloße Selbstreflexion, sondern eine Reflexion, die man nach außen tragen kann und die auch für andere sinnvoll, interessant und bedeutungsvoll sein kann.“

Bei *Die Folgen der Tat* waren die anschließenden Reaktionen aller Protagonisten ausnahmslos positiv. Julia Albrecht sagt das durchaus mit Erleichterung. „Das war auch eines der großen Anliegen. Man kann keinen Film im privaten Umfeld machen, wenn es danach auf Kosten



Die Folgen der Tat

derer geht, die bei diesem sehr ans Eingemachte gehenden Projekt mitgewirkt haben. Insofern haben auch alle den Entstehungsprozess begleitet und waren über den Stand der Dinge informiert.“ Damit ist Albrecht ihrem Vorbild Ludin voraus, dessen Einschätzungen schon in seinem Film denen seiner Geschwister konträr gegenüberstanden. An diesen gegenseitigen Ansichten hat sich auch nach den Dreharbeiten nichts geändert. Ausgegrenzt werde er nicht, sagte Ludin denn auch in einem Interview kurz nach der Filmpremiere 2005. Aber vielleicht komme das noch.

Rick Minnich hat seit etwa zwei Jahren wieder Kontakt zu seinem Vater. Richard meldet sich zweimal im Jahr per Post, zum Geburtstag und zu Weihnachten, klassisch mit Karte. Das letzte Mal gesehen haben sich die beiden 2011, bei der Beerdigung von Richards Mutter. Zu Rick hat der Vater gesagt, er nehme zur Kenntnis, dass es den Film gibt, und vielleicht will er ihn sich irgendwann einmal ansehen. Ob das kokettierend war? Rick weiß es nicht. „Am Anfang war es mir wichtig, ihm den Film zu zeigen, inzwischen gar nicht mehr. *Forgetting Dad* war meine Hauptbeschäftigung für viele Jahre und ich bin sehr froh, dass ich nicht mehr jeden Tag drüber nachdenken muss. Ich weiß gar nicht, ob ich den Film noch mal machen würde.“

Jens Dehn arbeitet als
freiberuflicher Filmjournalist.

